

Matthias NAWRAT
(Berlin)

Die Realität des Papiertigers

Ankunft

Im Juni 2018 machte ich mit meiner Mutter eine Reise in die USA. Nach einem achttündigen Flug von Frankfurt nach New York kamen wir am JFK-Flughafen an. Wir gingen durch Gänge, an Glaswänden entlang, mit dem Blick aufs Rollfeld, dann wieder durch Gänge – neben, hinter und vor uns die Passagiere, mit denen wir im Flugzeug gesessen hatten, uralte Bekannte schon fast. Es öffnete sich vor uns eine Halle, zwischen Metallpfosten waren Bänder gespannt und bildeten eine Art Labyrinth, in dem sich etwa zweihundert Personen in mehreren Schlangen stauten. Von den zahlreichen Schaltern für Nicht-US-Bürger, die man ganz vorne, am anderen Ende der Halle, sehen konnte, waren nur zwei besetzt. Es standen um uns herum Mitarbeiter in Westen mit dem Flughafenlogo, die uns halfen, sich in die richtige Schlange zu stellen.

Ich hatte vor kurzem in einem autobiografischen Text von Stefan Zweig gelesen, in dem er beschreibt, wie er während eines touristischen Besuchs irgendwann um das Jahr 1910 durch New York geht und – weil er sich langweilt – so tut, als wolle er sich – wie viele der ImmigrantInnen, die zu der Zeit in der Stadt ankamen – eine Arbeit suchen. Er stellte sich in einigen der Agenturen vor, die Job-Angebote in ihren Schaufenstern ausgehängt hatten, und innerhalb einer Stunde hätte er bei fünf Arbeitgebern anfangen können – auf einer Baustelle, in einer Werkstatt, im Transportwesen, in einer Bäckerei.

In der Flughafen-Wartehalle stehend, mit Rückenschmerzen nach dem langen Flug, und weil ich aufgrund eines Bandscheibenvorfalles nicht lange stehen konnte, las ich auf einem Schild, das an der Wand hing: „Welcome to

the United States of America“. Meine Mutter stand in einer anderen Schlange, da sie zum ersten Mal in die USA einreiste. Ich konnte sie von meiner Schlange aus nicht mehr sehen. Das Labyrinth aus Bändern und Metallpfosten vor den Schaltern für US-Bürger war schon seit ein paar Minuten verwaist. Die Helfer neben meiner Schlange schienen sich zu freuen, wenn sie wieder jemanden zu den Schaltern durchwinken konnten. Als ich nach etwa einer Stunde endlich durchgewinkt wurde und vor den Schalter trat, schlug mir das Herz bis in den Hals. Ich hatte Angst, aus irgendwelchen Gründen nicht ins Land gelassen zu werden. Ich schob meinen Pass unter dem Glasfenster hindurch. Der Beamte schaute mich, nachdem er meine Daten überprüft hatte, eine Sekunde lang an. Dann nickte er. Einen schönen Aufenthalt, sagte er.

Identität

In der Netflix-Serie *The Kominsky Method*, in der Michael Douglas einen alternden Schauspiel-Lehrer in Hollywood spielt, gibt es die folgende Szene: Ein Schüler soll vor der Klasse einen vorbereiteten Monolog sprechen. Er hat sich, obwohl er selbst weiß ist, für einen Monolog aus dem Stück *Ma Rainey's Black Bottom* von August Wilson entschieden, in dem die Konflikte innerhalb einer Band von schwarzen Jazzmusikern sowie die Ausbeutung der Musiker durch den weißen Produzenten verhandelt werden. Während er den afroamerikanischen Slang des Trompeters Levee nachmacht, beginnen die anderen Schüler, unbequem auf ihren Stühlen hin und her zu rutschen. Eine schwarze Schülerin scheint sich zunehmend angegriffen zu fühlen. Ein Schüler, der zuvor als homosexuelle Figur eingeführt worden war, scheint nicht recht zu wissen, wie er die Situation einordnen soll. Es bricht ein Streit darüber aus, wer wen spielen darf und wer wen nicht. Ein Weißer, so suggeriert die Szene, könne nicht wissen, wie es sich anfühle, schwarz zu sein – er übe rassistische Gewalt aus, wenn er so tue als ob, weil er dabei die Geschichte der schwarzen Rasse und ihrer Ausbeutung durch die weiße Rasse leugne.

Über die zehn Folgen der Serie hinweg taucht die Identitätsproblematik im Übungsraum von Sandy Kominskys Schauspielschule mehrmals auf. In der letzten Folge der Serie spricht eine Schülerin mit asiatischen Gesichtszügen schließlich einen Monolog der lesbischen Virginia Woolf aus einem Stück von Edward Albee. Sie spricht ihn so gut, dass für einen Moment alle Kategorien wie Rasse, Klasse und sexuelle Ausrichtung und die damit verbundene Frage nach politischer Korrektheit suspendiert scheinen – alle Aufregung im Raum hat sich in Ergriffenheit verwandelt, Applaus setzt ein.

„Nichts davon spielt eine Rolle“, lautet eine Lektion des Schauspielers Sandy Kominsky, „es ist scheißegal, was ihr seid, ob schwarz oder schwul oder was anderes – wir sind drinnen alle dasselbe. Das Leben in jedem von euch ist exakt dasselbe. Dieselbe Elektrizität, die einfach nur eine andere Glühbirne beleuchtet.“

Die Verschiebung

Im Oktober 2018 reiste ich zu einer Lesung nach Tjumen in Sibirien. Meine Gastgeberin Irina zeigte mir die Stadt, in der sie studiert hatte und wohnte. Wir saßen in einem Café, in dem man Latte Macchiato oder Americano bestellen konnte. Wir unterhielten uns über ihre Doktorarbeit, die sie über die Dingpoetik im Werk Jelineks, Bachmanns und Haushofers schrieb. Sie habe, erzählte Irina, eine Firma innerhalb der Universität gegründet und biete nun Deutschsprachkurse für StudentInnen an. Wir unterhielten uns über verschiedene amerikanische Serien und über Literatur. Wir schienen einen ähnlichen Humor zu haben. Mit ihrem Einkommen unterhielt sie ihre Mutter und ihren Bruder, der arbeitslos war. Ich fühle mich als Feministin, sagte sie. Einige meiner Freundinnen verstehen aber leider nicht, was ich meine, wenn ich von der Verdinglichung der Frau in den kapitalistischen Gesellschaften spreche.

Bei einem Spaziergang durch Tjumen notierte ich: chinesische Gesichter, kasachische Gesichter, mongolische Gesichter. Vieles scheint fremd. Andererseits ist mir etwas in alledem bekannt: Die Plastik- und Nylonästhetik der Kleidung, die mich an die Kleidung der Leute im Polen der 80er und 90er Jahre erinnert. Auf der Straße kommen mir drei Kinder mit Schulranzen entgegen. Sie sind eingepackt in blaue und rote Winterjacken, in grüne und blaue Mützen. Stoi!, rufen die zwei Mädchen dem Jungen hinterher, bleib stehen! – das Wort ist im Polnischen fast identisch. Ich passiere eine Baustelle, aus dem Boden wachsende Büro- und Wohngebäude. Daneben ein bunt bemaltes Holzhaus aus der Zarenzeit. Außerhalb des Stadtkerns tauchen die ersten Blöcke einer Plattenbausiedlung auf – die Häuserreihen erstrecken sich bis zum Horizont. Ein junger orthodoxer Priester in schwarzer Robe und mit einem silbernen Kreuz, das ihm an einer Kette über dem Bauch hängt, überquert die Straße. Eine alte Frau mit Einkaufstüten schleppt sich mir entgegen. Leute warten an einer Bushaltestelle.

Ich notierte: Ich kenne ja alles. Alles kommt mir, trotz einer leichten Verschiebung, bekannt vor. Wohin ist es aber verschoben? Und besteht ein kontinuierlicher, oder ein diskreter, kategorialer Übergang dorthin? Weiß ich etwas über diese Leute? Weiß ich mehr als jemand, der nicht aus Polen

oder einem anderen postsowjetischen Land kommt – oder weiß ich nichts? Aber was bedeutet dann überhaupt dieses Gefühl der Verwandtschaft? Die spezifische Attraktivität der Frauen zum Beispiel, und auch der Männer, fällt mir ja erst in dieser leichten Verschiebung auf. In der anderen Kleidung, in der anderen Art, sich schön zu machen. Es ist eine Schönheit, die mich gar nicht betrifft, und dadurch erst überhaupt eine besondere Art des Interesses in mir weckt – eine Sehnsucht.

Am letzten Abend, kurz vor meiner Lesung im Hotel Eurasia, fragte ich Irina, ob sie eigentlich die übersetzten Fragmente aus meinem Buch gelesen habe. Ich habe sie überflogen, sagte sie. Ich wollte sehen, ob es Stellen gibt, in denen Russland schlecht dargestellt wird.

Mich packte eine Panik, die ich schon von einem früheren Russlandaufenthalt kannte. Damals wollte ein Übersetzer die Fragmente nicht übersetzen, weil ich darin sowjetische Soldaten als unmenschlich dargestellt hatte. Ich blätterte im übersetzten Fragment, las einen Satz, der die russische Besetzung im Nachkriegspolen thematisierte, einen anderen, der von den Teilungen Polens zwischen Preußen, Österreich und Russland im 18. Jahrhundert handelte. Ich spürte, wie ich zu schwitzen begann.

Das Befürchtete trat dann auch ein: Nach der Lesung meldete sich eine Frau. Sie fragte, ob es meine eigene Meinung sei, dass Russland so böse sei, oder ob ich sie von irgendwem übernommen hätte. Ich begann, von unterschiedlichen nationalen Narrativen zu sprechen, die ich habe sichtbar machen wollen. Vielen Polen sei bewusst, dass Russland Polen an der östlichen Flanke von den Nazis befreit und dabei 20 Millionen Menschenleben geopfert habe. Zuletzt hätte ich davon im Buch *Der Krieg hat kein weibliches Gesicht* von Swetlana Alexijewitsch gelesen. In Polen sei aber vor allem die Erfahrung präsent, nach dem Krieg von der Sowjetunion besetzt worden zu sein, ein totalitäres System aufgedrückt bekommen zu haben, von einer imperialistischen Macht geknechtet worden zu sein. Die gegen das Völkerrecht verstoßende Besetzung der Krim und den Krieg in der Ostukraine traute ich mich noch nicht einmal mehr zu erwähnen.

Ich schwitzte, mein Gehirn suchte auf Hochtouren nach unverfänglicheren Formulierungen. Im Publikum Stirnrunzeln, fragende Blicke.

Unauflösbarkeit

Es gibt unterschiedliche Interpretationen der Realität, je nachdem, in welchem Land man aufgewachsen ist oder zu welcher sozioökonomischen Klasse man gehört: der Klasse von jungen, polyglotten AkademikerInnen zum Beispiel, die ihren Wohnsitz überall in Europa haben können und vom

individualistischen Menschenbild des Silicon-Valley-Kapitalismus profitieren, obwohl ihre ökonomische Situation prekär ist – oder der Klasse derjenigen, die sich durch Arbeit, Familie und Tradition an ein bestimmtes Land, an eine bestimmte Sprache gebunden fühlen und der Globalisierung zunehmend mit Unbehagen begegnen, weil die ökonomischen Prozesse ihnen die Existenzgrundlage entziehen.

Bei Alexander Kluge lese ich: „Es muss möglich sein, die Realität als die geschichtliche Fiktion, die sie ist, darzustellen. Sie hat eine Papiertiger-Natur. Den Einzelnen trifft sie real, als Schicksal. Aber sie ist kein Schicksal, sondern gemacht durch die Arbeit von Generationen von Menschen, die eigentlich die ganze Zeit etwas ganz anderes wollten und wollen.“

Ein Mensch erreicht eine Landesgrenze und hofft auf Einlass – er kann nicht mehr in sein Herkunftsland zurück, weil dort Krieg herrscht. Ein anderer überschreitet eine Grenze fürs Wochenende, für eine Woche Urlaub mit seiner Mutter. Das universal Menschliche ist eine Realität, die unvereinbar scheint mit der historisch-kulturellen, mit der sozioökonomischen. Es scheint sich um eine unauflösliche Dichotomie zu handeln, in der wir einerseits im Inneren alle dasselbe sind, andererseits durch die historische Situation unvereinbar voneinander getrennt in kulturelle und sozioökonomische Gruppen, die glauben, miteinander in Konflikt zu stehen und notfalls aufeinander schießen.

Zu meinen Zuhörerinnen und Zuhörern in Tjumen sagte ich zum Abschluss der Lesung, dass ich es gerade wegen der unterschiedlichen nationalen Narrative so wichtig fände, miteinander ins direkte Gespräch zu kommen. Man müsse versuchen, die jeweils andere Perspektive zu verstehen. Viele Leute im Publikum nickten. Ich fühlte mich hilflos. Ich wusste, dass ich naiv war, oder sogar sehr naiv. Ich saß als einzelner Mensch im Hotel Eurasia in Tjumen, in meinem Publikum saßen mir einzelne Menschen gegenüber. Außerhalb des Saals aber liefen auch in diesem Moment mächtige politische und ökonomische Prozesse ab. Das Geheimnis findet doch, dachte ich, irgendwo zwischen dem Einzelnen und den undurchschaubaren Prozessen statt, erst zwischen ihnen wird doch die Geschichte gemacht.